

Uwe Schneidewind

Utopische Wissenschaft

Oder: Warum gerade Wirtschaftswissenschaft als Möglichkeitswissenschaft konzipiert sein sollten

*Ursprünglich veröffentlicht in:
Unternehmen der Gesellschaft - interdisziplinäre Beiträge zu einer kritischen Theorie des Unternehmens. Hrsg. von Forschungsgruppe Unternehmen und Gesellschaftliche Organisation (FUGO).
Marburg : Metropolis-Verl., 2017. S. 147-159*

Utopische Wissenschaft

Oder: Warum gerade Wirtschaftswissenschaften als
Möglichkeitswissenschaft konzipiert sein sollten

Uwe Schneidewind

Wissenschaft und Utopie scheinen auf den ersten Blick gar nicht zusammenzupassen.¹ Steht „Utopie“ doch für das Kontrafaktische, für das Irreale. Wissenschaft holt dagegen auf den Boden der Tatsachen zurück. Doch ein zweiter Blick offenbart, wie stark Wissenschaft und Utopie aufeinander bezogen sind und sich ein Aufbruch in eine utopische Wissenschaft lohnt.

1. Systemwissen, Zielwissen, Transformationswissen – zum Wesen einer utopischen Wissenschaft

Die vermeintliche Unvereinbarkeit von Wissenschaft und Utopie hängt mit einer etablierten Selbstbeschränkung heutiger Wissenschaftspraxis zusammen: Wissenschaftliche Wissensproduktion wird auf „Systemwissen“ reduziert, d. h. ein Wissen über die Welt außerhalb der Wissenschaftlerin und des Wissenschaftlers, auf deren Elemente, deren Einflussvariablen und deren Korrelation und kausale Verknüpfungen. Wissenschaft beobachtet die Welt da draußen und versucht, sie zu verstehen und zu erklären.

¹ Die Argumentation der ersten beiden Abschnitte stützt sich in großen Teilen auf Schneidewind (2016).

Die transdisziplinäre Nachhaltigkeitswissenschaft lehrt uns im Gegensatz dazu, dass Wissenschaft immer drei Formen wissenschaftlich geprägten Wissens im Blick behalten muss (CASS und ProClim 1997): Neben Systemwissen spielen „Zielwissen“ und „Transformationswissen“ eine bedeutende Rolle für eine Wissenschaft, die nicht nur an das Wissenschaftssystem selber anschlussfähig ist, sondern auch eine Orientierungsfunktion für die Politik, Wirtschaft und Gesellschaft besitzt.

An die Seite der Frage „Was ist wahrscheinlich?“ (Systemwissen) treten die Fragen „Was ist wünschenswert?“ (Zielwissen) und „Was ist möglich?“ (Transformationswissen) (vgl. dazu Jahn 2013, S. 55 f.). Auch die Beantwortung dieser beiden Fragen ist in hohem Maße auf wissenschaftliche Wissensproduktion und Begründungsqualität angewiesen: Wünschenswerte Ziele brauchen Klarheit und Plastizität sowie ein Wissen über die innere Konsistenz von wünschenswerten Weltvorstellungen, wie sie z. B. wissenschaftlich basierte Szenarien – seien sie quantitativ oder qualitativ – vermitteln können. Ziele sind zudem normativ. Die ihnen zugrundeliegenden Werturteile bedürfen der Explizierung und Begründung. Auch hier ist Wissenschaft gefordert.

Beim Transformationswissen ist die transdisziplinäre Dimension der Wissensproduktion bedeutend: Es geht darum, sozial-, kultur-, technik- und naturwissenschaftliches Grundlagenwissen über Veränderungsprozesse mit dem oft impliziten und kontextualisierten Veränderungswissen konkreter Akteure zu verknüpfen. Auf diese Weise entsteht robustes Transformationswissen, das gesellschaftliche Veränderungsprozesse besser zu verstehen hilft und gleichzeitig für die betroffenen Akteure Gestaltungsorientierung liefert.

Die heutige dominante Wissenschaft konzentriert sich fast ausschließlich auf Systemwissen und die Beantwortung der Frage: „Was ist wahrscheinlich?“. Die Produktion wissenschaftlicher „Wahrheit“ bedeutet zu verstehen, nach welchen Regeln natürliche, technische und soziale Systeme funktionieren, wie sie sich entwickelt haben und voraussichtlich entwickeln werden.

In dieser ohnehin schon verengten Perspektive beschränkt sich bestehende Wissenschaft noch weiter, indem ihr Wissenschaftsverständnis einem objektivistischen naturwissenschaftlichen Paradigma folgt:

Wahrheit liegt danach in der Welt da draußen, objektiv, außerhalb und unabhängig von der Person des sie ergründenden Wissenschaftlers. Es gibt eine von unserer Wahrnehmung unabhängige Wirklichkeit, der wir

uns durch wissenschaftlichen Erkenntnisprozesse Stück für Stück annähern können; auch wenn wir nie sicher sein werden, ob wir sie je vollständig ergründet haben. Auch als Subjekte mit unseren Gedanken und Wahrnehmungen sind wir selber nichts anderes als ein Ergebnis objektiver biologischer, chemischer und physikalischer Prozesse. Die Konjunktur der Neurobiologie, die vermeintlich objektivierende Quantifizierung der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften in mathematischen Modellen oder quantitativ empirischen Untersuchungen sind Ausdruck dieses dominierenden Wahrheitsverständnisses.

Dabei kann auch eine nach „Systemwissen“ strebende Wissenschaft schon einen ganz anderen erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Ausgangspunkt nehmen. Wenn unser Weltzugang als Menschen letztlich immer auf subjektiven Wahrnehmungen gründet, dann liegt „Wahrheit“ im Verstehen dieser Wahrnehmungen. Dann ist die eigentliche „Wahrheit“ die Kraft unserer Vorstellungen, unserer Ästhetik, unserer Literatur und unserer Musik. Die Erzeugung eines solchen „Systemwissens“ bedarf interpretativer und hermeneutischer Zugänge, ist und muss geisteswissenschaftlich geprägt sein. Nur so lässt sich in die Welt unserer Wahrnehmung, ihrer Entstehung und ihrer Entwicklung eintauchen. Ein so erweitertes verstandenes geisteswissenschaftliches „Systemwissen“ erleichtert zudem den Sprung zum „Zielwissen“, weil Wünsche und Zukunftsvorstellungen einen zentralen Baustein individueller und gesellschaftlicher Orientierung darstellen.

Dieser Konflikt zwischen Objektivismus und Subjektivismus durchzieht die Wissenschaft und ihre Disziplinen: Naturwissenschaften auf der einen, Geisteswissenschaften auf der anderen Seite: Beide erschließen den Raum der Wirklichkeit und der Wahrheit – außerhalb und innerhalb von uns. Was bleibt, ist eine unüberwindbare, aber letztlich produktive Dialektik. Gerade in den letzten Jahrzehnten haben jedoch naturwissenschaftlich-reduktionistische Ansätze im Wissenschaftssystem Überhand gewonnen und viele Disziplinen im Schnittbereich beider Ansätze wie die Psychologie, die Wirtschafts- und Sozialwissenschaften oder die Erziehungswissenschaften einseitig geprägt.

Was ist nun eine utopische Wissenschaft? Eine utopische Wissenschaft erkennt an, dass die Welt eine Realität der Dinge und der Vorstellungen ist. Sie stellt sich schon auf der Ebene des Systemwissens dem naturwissenschaftlich Objektiven, aber genauso intensiv dem nur hermeneutisch zu erschließendem Subjektiven.

Vor diesem Hintergrund erweitert utopische Wissenschaft die von ihr in die Welt gesetzten Wissensformen. Sie weiß um die Bedeutung von Zielwissen. Sie versteht Wissenschaft immer auch als „Möglichkeitswissenschaft“ (Pfriem 2011, S. 175 f.), d. h. als eine Wissenschaft, die Aussagen zu wünschenswerten Zukünften macht. Eine Wissenschaft, die sich explizit mit den hinter diesen Zukünften liegenden Systemannahmen, aber insbesondere den hinter ihnen liegenden Werten und deren Begründung auseinandersetzt. „Utopie“ steht in diesem Spannungsverhältnis für die Wahrheit unserer Vorstellungsmöglichkeiten. Sie vermisst Möglichkeitsräume, Wünsche und Träume und gibt ihnen eine Gestalt.

Das Denken in Möglichkeitsräumen führt dann auch zum „Transformationswissen“. Denn Veränderungsprozesse gehen von Menschen, von Subjekten aus, die geprägt sind von eigenen Wünschen, Zielvorstellungen und Wahrnehmungen der Situation, in der sie sich befinden. Eine utopische Wissenschaft, die Aussagen zu möglichen Zukünften macht, wirkt daher unmittelbar auf gestaltende Akteure und damit die Gesellschaft zurück. Sie kommt nicht umhin, die Produktion von Transformationswissen in einem „co“-operativen Modus zu vollziehen.

Dadurch, dass sich eine utopische Wissenschaft wünschenswerten Möglichkeitsräumen stellt, überwindet sie eine zentrale Selbstbeschränkung im aktuell dominierenden Wissenschaftsverständnis: Die Frage des „Was ist wünschenswert?“ wird dort nicht als Wissenschaftsaufgabe gesehen. Sie gilt als gesetzt und politisch entschieden. Und da sich heutige Wissenschaft auch zunehmend einer kritischen Funktion enthält, setzt sie sich auch kaum mit der Frage des „Was ist möglich?“ (Transformationswissen) auseinander und überlässt diese Frage im wesentlichen den sich entfaltenden ökonomischen und technologischen Entwicklungsdynamiken.

Dabei befindet sich die Welt zu Beginn des 21. Jahrhunderts in einem fundamentalen ökologischen, sozialen und ökonomischen Umbruch. Die im Anthropozän deutlich werdenden globalen ökologischen Grenzen, die neuen Gestaltungsmöglichkeiten der Kommunikations- und Informationstechnologien, die zunehmenden Dysfunktionalitäten eines globalen Kapitalismus in heutiger Ausprägung deuten darauf hin, dass Ziel- und Transformationswissen wieder dringend benötigt werden. Das 21. Jahrhundert ruft geradezu nach utopischer Wissenschaft.

2. Jenseits von Kofferträger-Wissenschaft und Wissenschafts-administratoren: Warum eine utopische Wissenschaft der Gesellschaft und der Wissenschaft gut tut

Der die aktuelle Wissenschaft leitende, eng verstandene Objektivismus schränkt Wissenschaft dabei nicht nur mit Blick auf ihre notwendigen gesellschaftlichen Aufgaben ein. Er bedroht durch seine beschränkende Eigendynamik auf die Orientierung und die Karrieren von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern auch das Wissenschaftssystem selber: Lebendige Wissenschaft droht zunehmend zwischen einer „Administratoren-“ und einer „Kofferträger-Haltung“ zerrieben zu werden (vgl. Scholz und Schneidewind 2016):

(1) Der Optimismus, am Ende alles „objektiv“ ergründen zu können, vom Beginn der Materie über die Entschlüsselung unseres Genoms bis zur neurobiologischen Verortung aller unser Emotionen und Handlungsmotive, ist zwangsläufig auf eine Ausdifferenzierung des Wissenschaftsbetriebes angewiesen. In immer komplexeren Verbänden wirken methodisch hoch spezialisierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit dem Blick auf wenige einzelne Ausschnitte auf die Wirklichkeit zusammen. Anders ist diese Systemwissens-Mission nicht einzulösen. Wissenschaftliche Karrieren werden über Spezialisierung und Methodenfokus entschieden. Groß ist die in der Praxis vieler Disziplinen beobachtbare Gefahr, dass der Blick für das Ganze schnell schwinden kann. Irgendwann gehen die übergeordneten Fragen verloren, wird die Methode und werden die sich aus ihr ergebenden Möglichkeiten zum Selbstzweck. Das Ergebnis ist eine Wissenschaft, die im Administrationsmodus läuft, eine Wissenschaft, die ihren Sinn verloren hat und nur noch einer eigentümlichen kafkaesken Eigengesetzlichkeit folgt: Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die sich bei ihren Fragestellungen von Datenverfügbarkeit oder Ästhetik bzw. Komplexität einer Modellarchitektur oder einer Synthesevariante leiten lassen und nicht mehr von einer relevanten Fragestellung.

(2) Dort, wo eine „Systemwissenschaft“ funktionale Zusammenhänge (z. B. in Form von neuen Technologien) zu Tage fördert, sich aber jeder Einordnung in Möglichkeits- und Transformationsräume enthält, droht sie schnell von anderen instrumentalisiert zu werden. Sie wird zur Kofferträgerwissenschaft, zumeist angetrieben durch ökonomische Verwertungsinteressen. Der Dominanz der ökonomischen Verwertung kann sie

nur wenig entgegensetzen, wenn sie nicht auch selber alternative Möglichkeits- und Verwendungsräume aufzeigt und durch ihre utopische Qualität selber mit inspiriert.

Darum ist es nicht nur für die Gesellschaft, sondern auch für die Wissenschaft selber wichtig, sich nicht selbst zu beschränken, sondern anzuerkennen, dass zu einer guten Wissenschaft neben System- immer auch Ziel- und Transformationswissen gehören.

Herausragende Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler waren sich dessen immer bewusst. Denn oft sind es die Vorstellungen möglicher Welten, das damit verbundene Staunen und die Emotionen, die das Erkenntnisinteresse antreiben. Sie konstituieren Wissenschaftsgemeinschaften und leiten das Erkenntnisinteresse. Sich dieser Einbettung des Erkenntnisprozesses bewusst zu sein, ihn zuzulassen und ihn aktiv zu reflektieren, macht gute Wissenschaft aus.

Wie produktiv die Verbindung von Utopie und welt-orientierter Wissenschaft sein kann, auch das hat sich in den letzten Jahrhunderten wissenschaftlicher Entwicklung immer wieder gezeigt: Denn auch eine „welt-orientierte“ Wissenschaft wird von Menschen gemacht und durch deren Motive und Antriebe gesteuert. Und nichts scheint ein kraftvollerer Antrieb dafür zu sein als eine faszinierende Utopie.

Schon die Theologie war davon getrieben, die innewohnende Rationalität der Offenbarung heiliger Texte zu entdecken, die Mathematik davon, zu einer universalisierbaren Sprache zur Beschreibung der Gesetze dieser Welt auf die Spur zu kommen.

Von besonderer utopischer Kraft waren von Anfang an Disziplinen wie die Medizin oder die Ingenieurwissenschaft getrieben. Der Wunsch zu heilen, Schmerzen zu lindern, länger zu leben: All das hat die Medizin zu einer der am weitesten entwickelten interdisziplinären Wissenschaften gemacht. Gleiches gilt für die Ingenieurwissenschaften in ihrem Wunsch, durch bessere (technische) Lösungen mehr Wohlstand und ein besseres Leben zu ermöglichen.

Es zeigt sich: Utopische Wissenschaften, d. h. Wissenschaften, in denen sich Welterkenntnis mit dem Antrieb subjektiver Vorstellungswelten verknüpft, tun der Wissenschaftsentwicklung und den Menschen gut.

Emotionen sind daher auch für eine gute Wissenschaft ein wichtiger Ausgangspunkt für ihr Tun, gleichzeitig ist es der Auftrag von Wissenschaft, ihren normativen Gehalt, ihre subjektive Prägung zu reflektieren,

sie verhandelbar zu machen, über sie zu diskutieren. Aber eben nicht, sie zu negieren.

Gerade in der vermeintlichen „post-faktischen Gesellschaft“, die über Stimmungen getragen wird (Budde), ist das wichtiger denn je. Je mehr Stimmungen Transformationsprozesse tragen, desto bedeutender ist es, dass sich eine aufgeklärte Wissenschaft, die mit Ziel- und Transformationswissen sowie mit den affektiven Qualitäten von Wissensproduktion umzugehen weiß, sich in die gesellschaftliche Debatte einmischt. Eine solche empathie-fähige Wissenschaft verspricht auch, viel eher in der Gesellschaft gehört zu werden als dies für die im Wissenschaftsadministrator-Modus daher kommende Wissenschaft heute oft der Fall ist.

Bei all dem bleibt die Rollenteilung in solchen „transdisziplinären Prozessen“ (Scholz 2011) klar: Wissenschaft ist in der gesellschaftlichen Wissensproduktion der Broker, der Konsistenz, Reliabilität, Hinterfragbarkeit des eingebrachten Wissens garantiert.

3. Utopische Wirtschaftswissenschaften – zur Wiederentdeckung eines besonderen Potenzials

Was passiert, wenn eine Wissenschaft ihre utopische Kraft verliert, dafür sind die Wirtschaftswissenschaften ein schönes Beispiel. Auch die Wirtschaftswissenschaften sind als utopische Wissenschaft gestartet. Adam Smith war auf der Suche nach den Gesetzmäßigkeiten des „Wohlstands der Nationen“, um genau diesen Wohlstand zu mehren.

In gewisser Weise sind die Wirtschaftswissenschaften noch früher einem utopischen Kern entsprungen: Thomas Morus' „Utopia“ aus dem Jahr 1516 ist im Kern eine ökonomische Möglichkeitswissenschaft. Sie ergründet die Eckpunkte einer alternativen Wirtschaftsordnung als Gegenmodell zu ökonomischen Entwicklungen seiner Zeit (Corneo 2014, S. 52 ff.). Und der Morus'sche Rahmen hat ökonomische Modelle bis heute geprägt.

Und so waren die Wirtschaftswissenschaften lange Zeit befeuert durch den Wunsch nach einer Erkenntnis, die menschliche Lebensqualität mehrt. Leitend war die Frage: wie muss Wirtschaften für ein gutes Leben aussehen? Eine solche Wissenschaft liefert nicht nur Systemwissen, sondern auch Zielwissen über gutes Leben und über Ausgestaltungsformen

für eine solches gute Leben ermöglichende Wirtschaftsordnung (Transformationswissen).

Doch genau dieser utopische Elan scheint den Wirtschaftswissenschaften in den letzten Jahrzehnten verloren gegangen zu sein. Die moderne Wirtschaftswissenschaft hat sich von ihrem Ausgangsimpuls weit entfernt. Sie widmet sich nur noch der Systemwissens-Frage: Was ist wahrscheinlich? Und sie tut dies mit Modellwelten und Grundanahmen über das menschliche Handeln, die sich schon lange als äußerst beschränkt und kontrafaktisch erwiesen haben (z. B. Annahme eines „homo oeconomicus“, Allgemeine Gleichgewichtmodelle).

Obwohl sie sich selbst als nur beobachtend beschreibt, bleibt sie dennoch in starker Weise „performativ“ (Schneidewind, Pfriem et al. 2016), d. h. Ökonomie und Gesellschaft prägend. Sie wird zur Kofferträgerwissenschaft für die Ausgestaltung neo-liberaler Wirtschaftsordnungen. Je mehr die Welt spätestens seit den 80er-Jahren konsequent nach den Gesetzen ökonomischer Wissenschaft und ihrer Annahmen gestaltet ist, desto deutlicher wird dieser Verrat an jeglicher utopischer Qualität der Wirtschaftswissenschaften.

Statt „Möglichkeitswissenschaft“ (Pfriem) wird sie immer mehr Legitimations- und Partikularinteressen-Wissenschaft. Spätestens seit der Finanzkrise von 2008 steht sie massiv in der Kritik. Sie hat ihren utopischen Charakter verloren, wird nicht mehr als Motor für mehr Wohlstand und ein besseres Leben gesehen. Dies ist einer der Gründe, warum der Ruf nach einer „transformativen Wirtschaftswissenschaft“ (Schneidewind, Pfriem et al. 2016), die wieder von der Utopie eines besseren, nachhaltigen Lebens getrieben ist, lauter wird.

4. Paul Masons Entwurf des Post-Kapitalismus als utopisches wirtschaftswissenschaftliches Programm

Das Beispiel der Wirtschaftswissenschaften zeigt daher eindrucksvoll, wie wichtig utopische Wissenschaften sind. Wissenschaften, die dem Menschen dienen, fühlen sich sowohl in der Wahrheit der Welt als auch in der Wahrheit unserer subjektiven Vorstellungswelten und Antriebe zu hause.

Sie orientieren sich an Themen und Herausforderungen, die Menschen bewegen. Sie erzeugen nicht nur „Systemwissen“, sondern auch „Ziel-

wissen“ über wünschenswerte Zukünfte sowie „Transformationswissen“, das Menschen auf den Weg dieser Veränderungsprozesse mitnimmt. Um das zu tun, bleibt eine utopische Wissenschaft nicht nur im Austausch (1) mit anderen Disziplinen, sondern auch (2) mit den Menschen und deren Wünschen und Vorstellungen. Wie könnte ein Wiederbelebungsprogramm für die Wirtschaftswissenschaften aussehen, das diese Pole wieder zueinander in Beziehung setzt?

Paul Masons aktueller Entwurf eines „Postkapitalismus“ in der Informationsgesellschaft illustriert exemplarisch die Ausgestaltung einer utopischen Wirtschaftswissenschaft. Die Architektur dieses Entwurfes kann eine Blaupause für weitere und andere Projekte utopischer Wirtschaftswissenschaft sein, um zu einem neuen Pluralismus und erweiterten Verständnis der Funktion von Wirtschaftswissenschaften zu kommen.

Interessanterweise stammt Masons Entwurf gerade nicht von einem etablierten Ökonomen, sondern von einem Grenzgänger zwischen den Disziplinen – mit einer hohen kulturellen „Literacy“.

Paul Masons Analyse (vgl. zur folgenden Darstellung kompakt Mason 2016b) startet mit einem Blick auf die aktuellen Veränderungen ökonomischer Dynamiken durch die neuen Informations- und Kommunikationstechnologien. Sein Zugang zum Postkapitalismus basiert dabei auf zwei grundlegenden Hypothesen:

1. Informationstechnologie setzt lange existierende Regeln bestehender Innovations- und Marktlogiken außer Kraft: Null-Grenzkostenprodukte, Ortlosigkeit, hohe Netzwerkeffekte mit Monopolisierungsdruck oder erheblich beschleunigte Innovationszyklen treffen zudem auf gesättigte Realgütermärkte und schaffen große Herausforderungen für eine sich über kontinuierliches Wachstum stabilisierende Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung. Dadurch, dass die wirtschaftlichen Akteure mit bestehenden Geschäftsmodellen auf diese Herausforderungen reagieren, verschärfen sich die sozialen Nebenfolgen der bestehenden Wirtschaftsordnung: Zunahme prekärer Beschäftigungsverhältnisse, Steigerung der Ungleichheit, Schwächung öffentlicher Haushalte und politischer Steuerungsmöglichkeiten.
2. Neue Informationstechnologien hätten dabei aber nun gerade das Potenzial, eine „utopische“ Gesellschaft neuer Art zu ermöglichen. Durch ihre Produktivitätspotenziale und die mit ihnen verbundenen Möglichkeiten zur Dezentralisierung von Wertschöpfung lassen sich

neue Formen wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Organisation denken. Diese Potenziale rufen geradezu nach einer Möglichkeitswissenschaft, die mögliche Zukünfte und Weg dorthin aufzeigt.

Schon seine Rahmung qualifiziert den Ansatz von Mason als Kandidaten für eine utopische Wissenschaft: Mason zielt einerseits auf „Systemwissen“: er analysiert, welche ökonomischen Handlungsmuster sich aktuell empirisch in einem durch die neuen Informations- und Kommunikationstechnologien herausgeforderten Kapitalismus beobachten lassen – und macht damit deutlich, welche künftigen Entwicklungspfade bei der weiteren Fortschreibung dieser Entwicklung „wahrscheinlich“ sind: Die fast zu null Grenzkosten zu multiplizierenden Produkte der Informationsgesellschaft führen zu Monopolbildung, Patentschutz, massiven Interventionen gegenüber Copyright-Rechte nicht wahren Nationen. Darüber werden Preise für eigentliche Nullkostenprodukte stabilisiert. Da die Job-Zerstörung durch die neuen Informationstechnologien die Schaffung neuer qualifizierter Jobs übersteigt, gibt es zudem einen hohen Anreiz zur Produktivitätssteigerung durch die Ausnutzung von niedrig qualifizierter Arbeit und von ungenutzten Produktionskapazitäten: Unternehmen wie Uber, Airbnb oder Facebook sind Ausdruck davon, wie das Potenzial dezentraler Kapazitäten und dezentralen Wissens monopolisiert und kommerzialisiert wird. Die Geschäftsmodelle der neuen Internetkonzerne nutzen bestehende Arbeitskraft und Kapitalgüter (in dem Fall Automobile, Wohnungen) sowie Netzwerkeffekte (Facebook) und nutzen diese auf der Basis von für die Unternehmen völlig kostenfreier Arbeit (Facebook) oder von Arbeitsverhältnissen mit fehlender sozialer Absicherung. An die Stelle neuer Wertschöpfung tritt die monopolisierte Ausnutzung von Produktivitätsreserven.

Masons ernüchtertes Fazit lautet, dass, wenn es nicht gelinge, diesen Zyklus zu durchbrechen, man beobachten werde, wie der heutige Kapitalismus durch einen stagnierenden Neo-Feudalismus ersetzt wird: basierend auf dem monopolisierten Eigentum von Intellectual Property und der Privatisierung von Externalitäten, wie sie insbesondere durch Netzwerkeffekte entstehen.

Dabei liegen genau in diesen Eigenschaften der digitalisierten Ökonomie, den Null-Grenzkosten und den Netzwerkeffekten Potenziale für ganz andere Formen einer Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung: für neue Formen der sozialen Grundabsicherung, der Arbeitszeitreduktion,

der Verteilung von Erwerbs- und Sorgearbeit, der dezentralen, nicht kommerzialisierten Wertschöpfung.

Diese Gestaltungsräume nimmt Mason zum Ausgangspunkt zu klären, was eigentlich wünschenswert wäre und welche Potenziale die neuen Informations- und Kommunikationstechnologien hierfür bieten. Masons Entwurf eines Postkapitalismus ist dabei letztlich eine evolutionäre Weiterentwicklung des Kapitalismus, der ohne rasende „survival capitalists“, Niedriglohn-Businesses und „rent extractors“ existiert. Indem er das tut, macht er seinen Entwurf zu einer Möglichkeitswissenschaft.

Vom Systemwissen (Was ist wahrscheinlich?) geht er über zum Zielwissen (Was ist wünschenswert?) und macht insbesondere auch den Schritt zum Transformationswissen (Was ist möglich?). Denn Mason ist sich bewusst (auch vor dem Hintergrund der historischen Erfahrungen), dass die Entwicklung „postkapitalistischer“ Strukturen nicht als zentral-staatlicher Top-Down-Entwurf gedacht werden kann und sollte.

Zum einen geht es Mason um grundlegende Prinzipien der Institutionengestaltung in der künftigen (post-)kapitalistischen Gesellschaft: die Zurückdrängung weiterer Privatisierung, das Schaffen eines kollaborativen Sektors, den Kampf um die öffentliche Hoheit über Netzwerkeffekte, das Voranbringen von Grundeinkommensformen. In den kontroversen Debatten über die internationalen Handelsabkommen, um die wieder öffentliche Hoheit über privatisierte Sektoren der Daseinsvorsorge, die Regulierung von Monopolisten der Informationsgesellschaft wie Facebook oder Google spiegeln sich diese Fragen heute wieder. Gerade hierfür braucht es nach Mason auch komplexe Systemmodelle, um die politischen Auseinandersetzung um diese Fragen zu informieren. Eine erweiterte Form von sozio-ökonomischem und sozial-ökologischem Systemwissen ist hier nötig.

Zum anderen entwirft Mason – unter Rückgriff auf das in den letzten Jahren in vielen Aktionsformen und Experimenten erworbene Praxiswissen – das Programm einer postkapitalistischen Transformation von unten, das sich aus seiner Sicht insbesondere aus urbanen Bewegungen heraus entfalten wird.

In seiner im Jahr 2016 gehaltenen Rede in Barcelona (Mason 2016b) zeigt er konkrete Aktionsformen für die Stadt Barcelona auf: (1) die Positionierung der Stadt als eine Stadt der Commons und der kollaborativen Produktion, (2) die Beendigung von Privatisierung, (3) die massive Kostenreduktion für grundlegende Lebensdienstleistungen wie Wohnen,

Transport, Bildung, Gesundheit, um die Stadt wieder für alle Menschen lebbar zu machen, (4) die Bevorzugung genossenschaftlicher und kollaborativer Organisationsformen gegenüber privatisierten Aktivitäten, (5) das Verbot der kommerziellen Nutzung von Netzwerkdaten der Bevölkerung, (6) die Propagierung eines Bürgereinkommens, das mit der Erbringung von öffentlichen Aktivitäten verbunden ist. All dies sollte nach Mason verknüpft sein mit der Entwicklung von komplexen, agentenbasierten Modellen für die Stadtentwicklung, um diese in den Experimenten gemachten Erfahrungen in partizipatorischen demokratischen Prozessen verhandel- und anpassbar zu halten.

Inhaltlich gibt es gute Gründe, viele Aspekte seiner Analyse und seiner Gestaltungsempfehlungen zu kritisieren. Was an Masons Entwurf überzeugt, ist dessen Architektur. Er enthält alle Bausteine einer utopischen Wirtschaftswissenschaft:

- Er gründet in Systemwissen. Er startet von einer Makro-Analyse moderner Ökonomien. Und er verdeutlicht, dass auch eine utopische Wirtschaftswissenschaft erweiterte komplexe Modelle braucht, um die durch sie ausgelösten Veränderungsprozesse zu begleiten und demokratisch verhandelbar zu machen.
- Gleichzeitig bricht er mit bestehendem, nicht reflektierten Zielwissen. Er konzipiert wünschenswerte Zukünfte und wird damit zur Möglichkeitswissenschaft.
- Und er zielt auf Transformationswissen. Modell-gestützt, aber insbesondere durch die Schaffung (urbaner) Experimentierräume, die den Wandel in postkapitalistische Gesellschaftsformen begleiten.

5. Fazit: Utopische Wissenschaft und die Bedeutung einer kulturwissenschaftlich inspirierten Wirtschaftslehre

Das in Oldenburg initiierte Programm einer kulturalistisch geprägten Wirtschaftswissenschaft hatte zum Ziel, die Selbstbegrenzung der wirtschaftswissenschaftlichen Praxis zu überwinden.

Die Auseinandersetzung mit der Bedeutung und Notwendigkeit einer utopischen Wissenschaft macht deutlich: Kulturalistische Perspektiven sind in zweifacher Hinsicht zentral: (1) als Erweiterung der naturwissenschaftlich-objektivistischen Verkürzung des wissenschaftlichen Weltver-

ständnisses, (2) für das Verständnis der Bedeutung und die Qualität von Zielwissen und von Transformationswissen in der wissenschaftlichen Wissensproduktion. Es ist daher auch nicht verwunderlich, dass viele inspirierende ökonomische Entwürfe – wie das Beispiel von Paul Mason zeigt – derzeit eine kulturwissenschaftlich aufgeklärte Provenienz haben.

Literatur

- CASS und ProClim (1997): *Forschung zu Nachhaltigkeit und Globalem Wandel – Wissenschaftspolitische Visionen der Schweizer Forschenden*, Bern.
- Corneo, G. (2014): *Bessere Welt. Hat der Kapitalismus ausgedient? Eine Reise durch alternative Wirtschaftssysteme*, Berlin.
- Jahn, Th. (2013): *Theorie(n) der Nachhaltigkeit? Überlegungen zum Grundverständnis einer „Nachhaltigkeitswissenschaft“*. In: Judith C. Enders und Moritz Remig (Hrsg.): *Perspektiven nachhaltiger Entwicklung – Theorien am Scheideweg*, Marburg, S. 47–64.
- Mason, P. (2016a): *PostCapitalism. A Guide to our Future*, London.
- Mason, P. (2016b): *Postcapitalism and the city*. Beitrag auf Medium.com vom 07.10.2016: <https://medium.com/mosquito-ridge/postcapitalism-and-the-city-6dda80bc201d#.553rtci8m> (Aufgerufen am 09.10.2016).
- Pfriem, R. (2011): *Plurale Gesellschaften, heterogene Akteure und polylinguale Organisationen. Die Zukunft ist offen, also noch möglich*. In: ders. (Hrsg.): *Eine neue Theorie der Unternehmung für eine neue Gesellschaft*, Marburg.
- Pfriem, R. (2016): *Ökonomie als Gemengelage kultureller Praktiken*, Marburg.
- Schneidewind, U. (2016): *Auf dem Weg zur Möglichkeitswissenschaft*. In: *factory. Magazin für nachhaltiges Wirtschaften*. Nr. 3/2016 (Thema Utopien), S. 46–48.
- Schneidewind, U.; Pfriem, R. et al. (2016): *Transformative Wirtschaftswissenschaft im Kontext nachhaltiger Entwicklung. Für einen neuen Vertrag zwischen Wirtschaftswissenschaft und Gesellschaft. Ökologisches Wirtschaften*. 1/2016. S. 30–34.
- Scholz, R. (2011): *Environmental Literacy in Science and Society*, Cambridge.
- Scholz, R. und Schneidewind, U. (2016): *Transdisciplinarity between the role of baggage porter and administrative knowledge processor*. Vortrag, Bozen 01.09.2016.